

Zeitschrift: Zeitschrift des Schweizerischen Gartenbauvereins : illustrirter Monatsbericht für praktische Gärtnerei

Herausgeber: Schweizerischer Gartenbauverein

Band: 1 (1881)

Heft: [7]

Artikel: Erinnerung eines Plantagen-Aufsehers in Westindien. Teil III, Sonntag [Schluss]

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-349549>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

im Jahre mithöchstens einem Dutzend der nöthigsten Höflinge zum Uebernachten diente, wurde doch nach und nach die Anlage erweitert. Die Hügel wurden angeschnitten, um Platz zum Bauen zu gewinnen, die Bauten wurden vergrössert, die Thalsperre am Ende durchschnitten, um Aussicht zu gewinnen, und endlich war an Gebäuden, Gärten, Wasserwerken, gefüllt mit dem kostbarsten Mobiliar, mit dem Schmuck von Statuen und Kunstwerken aller Art, nach unzähligen Aenderungen und Umbauten eine Anlage geschaffen, die in ihren Kosten nach Milliarden zählte. Den mehr privaten Charakter gegenüber Versailles hat Marly nie verloren; es war eine ganz besondere Auszeichnung des Hofes, zum Aufenthalte nach Marly geladen zu werden. Die Disposition des Planes entspricht diesem mehr intimen Privatleben des Hofes sehr hübsch.

Inmitten der ganzen Anlage erhebt sich auf einer Terrasse das Schloss, mit einem grossen Saal in der Mitte. Die Räume des Königs und seiner Familie sind auf das nothwendigste beschränkt. Wirtschafts-

und Dienerschaftsgebäude liegen abseit und waren durch eine grosse stattliche Front in perspectivischer Malerei versteckt. Diese Front und die Eingangsgebäude zu Seiten des grossen Gitterthores bildeten Pendants und lagen auf der Queraxe. In der Hauptaxe sehen wir in unserem Plane vor und hinter dem Schlosse die grossen Wasserflächen, die den Parterre's, wie wir sie oben schilderten, entsprechen, als »point de vue« haben wir abwärts den Durchblick gegen die Seine, aufwärts die grosse Cascade mit der Umrahmung des Waldes. Längs den grossen Wasserflächen ziehen sich die Alleen der Kugelbäume und Laubengänge hin, dann folgen auf jeder Seite sechs Pavillons, Wohnungen der geladenen Gäste, unter sich durch Laubengänge verbunden, ausserhalb dann die eigentlichen Gärten mit Blumenbeeten und kleineren Wasserkünsten in geometrischer Anordnung, das Ganze an den Thalgehängen umrahmt von Bosquets und Parkanlagen, in denen die »Salons und Cabinete im Grünen«, Fontainen und Statuen einen anziehenden Schmuck bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen eines Plantagen-Aufsehers in Westindien.

III. Sonntag.

(Schluss.)

Nach dem Frühstück, dem heute die sonntägliche Weihe in Form einiger kleiner Extradelicatessen gegeben worden ist (ein Stück frischgebackenes Brod, ein Ei oder einige von Nordamerika kommende Kartoffeln gehören ja zu den Leckerbissen eines

Plantagenaufsehers), werden Alice und Victoria, zweiprächtig geformte, glänzend braune Kentucky-Maulthiere, die gestern Rasttag gehabt haben, gesattelt und ein Sonntagsritt nach Kings Bay gemacht. Der »königlichen« Strasse folgend, wo nicht

irgend ein mächtiger Ricinus-Busch so unverschämt ist, sie zu sperren, kommen wir wieder bei der Squatter-Colonie vorbei und reiten nun — die kleine St. Paulskirche rechts liegen lassend — ziemlich steil in die Höhe, um den Bergrücken zu gewinnen, der unsere Pflanzung von Kings Bay trennt. Jeden Augenblick begegnen uns zur Kirche ziehende Mälchen und Weiber, dann wieder ein Trupp farbiger »Herren«, die ihre — wohlverstanden eigenen — Pferde spazieren reiten. Urkomisch sieht der unsern Kramladen versehende Mulatte aus, dessen Hauptaufgabe darin besteht, für Rechnung unseres uneigennützigen Herrn den Negern und Aufsehern für seine geschmuggelten Waaren das bischen Geld wieder abzunehmen, das der Pflanzer ungern genug auszahlt. Sein Pferd zeigt auf dem Rücken eine grosse offene Wunde, was hier die gewöhnliche Folge von Satteldruck ist; statt aber dem armen Thier Ruhe zu gönnen, reitet der unbarmherzige graugelbe Kerl doch aus, indem er sich wie ein Seiltänzer hinten auf der Croupe seines Ponys balanceirt. Vergegenwärtige man sich dazu den modernen Sonnenschirm und nankinggelben Anzug des hässlichen Menschen, dessen Gesicht den überzeugendsten Beweis für die Richtigkeit der Darwin'schen Theorie liefert, so hat man ein Bild, das durch photographische Momentaufnahme verewigt zu werden verdiente.

Auf der Höhe angekommen, hält selbst mein gleichgültiger Gefährte einen Augenblick sein Thier an, um

die entzückende Aussicht zu genießen. Tief unten braust das Meer und wirft mit immer erneuter Kraft seine schaumgekrönten Wellen gegen die dunkeln Felsen des steil abfallenden Ufers, das in wunderbar schöner Weise durch fantastische, säulenförmige Caeteen belebt ist, zwischen welchen rothe Pereskia-Blüthen weithin aufleuchten. Unmittelbar am Wege liegen saftig-grüne Zuckerrohrfelder, die sich nach links an den dicht bewaldeten Abhang anlehnen, aus welchem hie und da der schlank aufstrebende Stamm einer Kohl- oder Grou-grou-Palme aufsteigt, während dichte Bambusmassen den Gipfel krönen. Vor uns senkt sich der Weg in weitem Bogen nach der stillen Kings Bay hinunter, deren tiefblauer Wasserspiegel — rings von Cocos-palmen umsäumt — in klösterlicher Abgeschiedenheit in der Sonne glänzt; hoch oben auf dem Hügel erblickt man das schmucke Häuschen unseres Freundes Macgregor, der als »manager« über die abgelegene Pflanzung die Herrschaft führt, und im Hintergrund schliesst dichter Wald das Gemälde in annuthiger Weise ab.

Zehn Minuten des schauderhaftesten Maulthiertrabes bringen uns zur Bucht, wo ein mit dem Wurfsnetz fischender Neger meine Aufmerksamkeit fesselt. Das etwa sechs Fuss im Durchmesser haltende Netz, dessen Rand mit Bleistücken beschwert ist, in der Mitte mit den Zähnen haltend, geht der Mann — dem Zuge der kleinen Fische folgend — im Wasser auf und ab.

Mehrmals schon hat er zum Wurf ausgeholt, aber, durch eine plötzliche Seitenschwenkung seiner Opfer irre gemacht, wieder innegehalten; jetzt scheint der richtige Moment gekommen — in weitem Bogen kunstgerecht geworfen, fliegt das ausgebreitete Netz dahin und versinkt plätschernd im Wasser. An der im Centrum befestigten Leine zieht der Mann das jetzt sackartig geschlossene Netz auf's Trockne und schüttet eine ganze Menge spannenlanger Fischchen, die sich in den feinen Maschen verstrickt haben, auf den heissen Sand aus. Angstvoll schnellen und zappeln die armen Dinger einen Augenblick, um bald nachher unter der brennenden Tropensonne ihr kurzes Leben zu enden. Mit vergnügtem Gesicht sammelt unser Fischer die schuppige Beute in seine Korbtasche und tritt schleunigst den Heimweg an, um sich an dem willkommenen Gericht gütlich zu thun: geröstete Fische schmecken selbst dem Neger besser als Yams oder Bataten.

Steil geht der Weg nach Kings Bay house zwischen den Rohrfeldern in die Höhe; als wir die letzte Biegung erreichen, begrüßt uns der laute Zuruf unsers Freundes, übertönt vom wüthendsten Hundegebell, das ein halbes Dutzend schäbiger Negerköter zu produziren im Stande sind. Der schwarze Hausmeister (auch hier mit dem unveränderlichen Titel »Boy« beehrt) führt unsere Thiere zum Stall, und wir treten in das äusserst einfach möblierte Empfangszimmer, dessen ein-

zigen Schmuck eine quer aufgespannte Segeltuch-Hängematte bildet, in welcher — gestiefelt und gespornt und wie gewöhnlich mächtige Rauchwolken seiner kurzen Pfeife entlockend — unser Plantagenarzt liegt. Dr. Clarke hat die Gelegenheit eines Krankenbesuches in der Nachbarschaft benutzt, um sich hier dem Genusse des in Westindien doppelt angenehmen dolce far niente und eines Glases brandy und water hinzugeben. Die kunstgerechte Mischung wird auch uns vorgesetzt, die Pfeifen werden frisch gestopft und die Unterhaltung beginnt. Während meine Gefährten die Erndteaussichten, Hogsheads und Rhumfässer erörtern, gehe ich auf eine kleine Entdeckungsreise in Haus und Hof aus und unterdrücke mit Mühe einen Schrei des Entzückens, als ich — nachlässig in eine Ecke geschoben — in einer staubigen Vase den Blüthenstengel einer Pflanze erblicke, von welcher in ganz England nur ein einziges unvollständiges Herbariumfragment existirt! — Es ist die schöne Aechmea dichlamydea, deren zwischen schuppigen Deckblättern eingeschlossene Blüthen ein langgestielte, zusammengesetzte, wohl 2 Fuss hohe Rispe bilden und auf deren mögliches Vorkommen auf der Insel man mich ganz speciell aufmerksam gemacht hatte. Nach der alten schönen Regel, dass die Sprache dazu gemacht ist, des Herzens Gedanken zu verbergen, bemeistere ich meine Aufregung und frage nach einiger Zeit ganz lebhaft nach der sonderbaren »Blume«. Macgregor erzählt mir, seine Schwe-

ster habe sie vor einigen Tagen aus dem Walde geholt, und als er bemerkt, dass mich die Sache interessirt, stellt er mir den »Besen« augenblicklich zur Verfügung, wobei meine Freude über das sonderbare Geschenk bei den andern Genossen allgemeine Heiterkeit erregt. Es müsste mit sonderbaren Dingen zugehen, wenn es mir nun nicht gelingen sollte, die seltene Aechmea-Art nach Europa zu importiren, nachdem ich mich von ihrem Vorkommen ganz in der Nähe überzeugt habe; den Standort der Pflanze werde mir seine Schwester mit Vergnügen zeigen, meint Macgregor.

Unterdessen ist der Vorschlag gemacht worden, die Zeit bis zum »dinner« durch einen Ritt nach Spyside abzukürzen und nach wenigen Minuten sind wir auf dem Wege, der durch dichten Wald nach der Nordspitze der Insel führt. Von allen Seiten hängen zierliche Farnwedel über den Weg; im dichten Unterholze wachsen mehrere mir unbekannte Palmen und auf dem Stämme einer hohen »westindischen Ceder« (*Cedrela odorata*) zeigt mir unser Freund von weitem schon ein blühendes Exemplar der Pflanze, deren Entdeckung mich so lebhaft beschäftigt. Nach einer scharfen Biegung nähert sich die Strasse wieder dem Meere und die »kleine Insel« liegt vor uns. Es ist ein dicht mit Bäumen und Gestrüpp bewachsener unbewohnter Felsen, der, wie der ganze östliche Theil der Insel, unserm Herrn gehört; ein wahres Paradies für Wasservögel und

Leguane, deren Fleisch mir als sehr zart gerühmt wird.

Hier sehe ich auch die erste Cacaopflanzung; die jungen Bäume stehen, von Bananen und Paradiesfeigen beschattet, in regelmässigen Abständen, sehen aber nicht sehr üppig aus. Die Neger, welche glauben, sich durch die weniger Hände erfordernde Cacaocultur den Pflanzern gegenüber in Nachtheil zu bringen, thun das Möglichste, um zur Verwilderung solcher Pflanzungen beizutragen, und es gelingt ihnen dies auch so gut, dass — wenn nicht von der Regierung aus der Anbau von Cacao energisch unterstützt wird — die alte liederliche Zuckerwirtschaft noch lange die Oberhand behalten muss. Hübsch sehen diese Cacaopflanzen aus mit ihren glänzenden, grossen Blättern und rosenrothen Zweigspitzen, und äusserst interessant muss es sein, die fruchttragenden Bäume zu sehen mit ihren grossen, am alten Holze hängenden Schoten: ein Anblick, der mir bis jetzt noch nicht zu Theil geworden ist. Die Strasse, welche nach dem auf dem nördlichen Theile der Insel gelegenen, einsamen Charlotteville führt, verlassend, kehren wir auf einem Umwege nach Kings Bay house zurück, wobei ich Gelegenheit finde, Macgregor, der seinen feurigen Goldfuchs mit wunderbarer Gewandtheit lenkt, als Reiter zu bewundern. Sohn eines schottischen Pflanzers und einer Mulattin, ist der junge Mann der schönste Typus eines Creolen, den ich je gesehen habe. Die rosige Gesichtsfarbe und die fast

röthlichen Haare geben ihm ganz das Aussehen eines Europäers und nur der Blick verräth hie und da das afrikanische Blut. Unter den Inselbewohnern geboren und aufgewachsen, ist er schon seit dem fünfzehnten Jahre als Aufseher in den Dienst unseres Herrn getreten und leitet in ausgezeichneter Weise die junge Pflanzung, welche vor kurzer Zeit seiner Verwaltung anvertraut wurde. Eine gute Pfeife Tabak, ein ordentliches Pferd, eine gelegentliche Papageienjagd und hie und da ein tüchtiges Trinkgelage in der «Hauptstadt» sind die Genüsse, deren unser Freund bedarf, um glücklich zu sein; er hat sich in beneidenswerther Weise mit seinem Schicksal ausgesöhnt und erzählt mir lachend, dass er sich sogar darüber getröstet habe, seines geringen Einkommens wegen als Bewerber um Hand und Herz der vorsichtigen Miss Mackenzie abgewiesen worden zu sein. «Ich bin ja nicht der einzige, dem's missglückt ist», sagt der junge Naturphilosoph, dessen offenes, freundliches Wesen meine herzliche Zuneigung gewonnen hat.

Beim Dinner soll ich verschiedene einheimische Gerichte kennen lernen: zuerst gibts Ochro-Suppe, in welcher die Schoten und Samen von Abelmoschus esculentus den Hauptbestandtheil bilden, dann folgen wilde Tauben und Cock-ri-coos (ein grosser fasanartiger Vogel), die Maegregor gestern im Walde geschossen hat und wozu brennend scharfe Palm-pickles (die in Essig und spanischem Pfeffer conservirten Blüthenstände der Kohlpalme) aufgetischt werden.

Den Nachtisch bilden der unvermeidliche Custard (eine heisse Mischung von Zuckersyrup und Eiern), rothe Feigenbananen und eine grosse feinduftende Ananas; als Abschiedstrunk wird der gefährliche und doch so verführerische brandy and water noch einmal gemischt. Von unserm Freunde ein Stück Weges begleitet, kehren wir in stockfinstrer Nacht nach Queens Bay zurück, wobei ich den neben mir reitenden Begleiter nicht mehr zu erkennen vermag und es unsren Maulthieren überlassen bleibt, den Weg nach Hause zu finden. In meinem Zimmer steht die allabendlich vom Herrenhause gespendete Tasse «Thee» bereit und nachdem gegen den Mosquito-Besuch die üblichen, nutzlosen Schutzmassregeln getroffen worden sind, versuche ich es, mich durch einen kurzen «Schlaf mit Hindernissen» für die Arbeit des folgenden Tages zu stärken.

So bringt der gesunde Plantagen-Aufseher seinen Sonntag zu; um aber ein vollständiges Bild westindischen Lebens zu geben, glauben wir den Verehrern der Tropenwelt eine kurze Schilderung vom Sonntag eines fieberkranken Aufsehers nicht vorenthalten zu dürfen.

Am frühen Morgen ist der acclimatisirte Gefährte, dem es nicht von Weitem einfällt, einen freien Tag im Krankenzimmer zu verlieren, in die Stadt geritten. Der «Boy» hat das unberührte Frühstück abgeräumt und verzehrt auf der Thürschwelle mit grossem Eifer das Hühnerskelett und die Bataten, welche die mitleidige «Miss» Dick dem Pa-

tienten geschickt hat; unruhig liegt der Kranke auf seinem harten Lager, umsonst versuchend, einen Augenblick nur Schlaf zu finden. Endlich ist Crosha mit seinem Frühstück fertig geworden; er stellt den grossen Wasserkrug neben das Bett des Aufsehers und geht, «um den Pony zu baden», wie er sagt. Es ist 8 Uhr Morgens und ein glühend heißer Tag; gestern kam das Fieber um 9 Uhr, wird es heute ausbleiben? — Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend nimmt der seinem Schicksal überlassene «Bushy» mit Todesverachtung eine starke Dosis Chinin ein, um den erwarteten Fieberanfall womöglich zu brechen — umsonst, ein leises Frösteln zeigt als nie irrender Vorbote das wiederkehrende Fieber an, und seufzend sich in die rauhe Decke einhüllend, erwartet das Opfer des Fiebergespenstes den ersten Act des Dramas, den Schüttelfrost.

Immer heftiger wird das Frostgefühl; jetzt fängt das classische «Zähnekklappern» an und schliesslich wird der ganze Körper in zitternden Schwingungen vom Bette aufgeworfen. Es ist mit diesem Schüttelfroste gar kein unangenehmes Gefühl verbunden; der Kranke gibt sich willenlos diesen Bewegungen hin und empfindet dabei keinen besonderen Schmerz. Bald ändert sich aber dieser Zustand und das Kältegefühl macht der trockenen Fieberhitze Platz. Ein unerträgliches Kopfweh stellt sich ein, das sich bis zum förmlichen Delirium steigert, und der brennendste Durst quält den Kranken, der vergeblich ein Glas Wasser nach

dem andern herunterstürzt, um seinen vertrocknenden Gaumen zu befeuchten. Vergangenheit und Zukunft ziehen in diesen Augenblicken in wirren Bildern vor der aufgeregten Phantasie vorbei: der Aufseher betritt das Schiff wieder, welches ihn in die bezaubernd schöne Tropenwelt bringen soll, die ferne Heimat spiegelt sich dazwischen und er sieht die längst vergangene Jugendzeit wieder, bis er im Geiste dem kleinen Kirchhof oben am sonnigen Hügel erblickt, wo zwei halbversunkene Grabsteine an die jungen Männer erinnern, die hier — im nämlichen Zimmer — der eine nach 6 Wochen, der andere nach wenigen Monaten, dem tückischen Fieber erliegen mussten! — Es ist mir oft begegnet, die den kranken «Bushy» besuchenden Neger von den beiden Unglücklichen erzählen zu hören, in der herzlich gut gemeinten Absicht, mich zu zerstreuen.

Kein Mensch zeigt sich, um dem fiebernden Kranken einen Trunk Wassers zu reichen; der «Boy», wohl wissend, dass ihn das Fieber fesselt, hat einen kleinen Spazirritt gemacht und der Arzt kommt heute nicht nach Queens Bay. So schleichen die langen Stunden in endloser Qual vorbei, und erst als der Anfall vorüber und lindernder Schweiss an die Stelle der unerträglichen Hitze getreten ist, zeigt ein vom Herrenhause gesandter Junge seinen Wollkopf. Miss Dick lässt fragen, ob der Aufseher etwas brauche. Glücklicherweise ist der Junge willig genug, frisches Wasser vom Bache zu

bringen, und als der zurückgekehrte «Freund» sich endlich dazu herbeilässt, seine Abendpfeife hier zu rauchen, sagt ihm der todmüde Kranke, es sei heute ganz ordentlich gegangen. — Seit mir einmal der liebe College den uneigennützigen Rath gab, dem Elend mit dem Revolver ein Ende zu machen, habe ich ihn nicht mehr mit Klagen belästigt! —

Eine Tasse heissen Ingwerthees und eine Brodkruste sind die einzigen Nahrungsmittel, die der Kranke zu sich genommen hat, und während der Hausgenosse von dem vergnügten Tage erzählt, welchen er in der Stadt verlebt hat, steigt im Herzen des Patienten leise der fromme Wunsch auf, morgen wenigstens keine Wiederholung des heutigen grau-

samen Sonntagsvergnügens durchmachen zu müssen.

Wieder giesst der Vollmond seinen Silberschein über die Tropenlandschaft aus; dumpf rauscht das Meer aus der Ferne und in lautlosem Fluge umschweben die Fledermäuse das Aufseherhäuschen. Die Baumfrösche concertiren, unzählige Feuerfliegen beleben die Rohrfelder und im Zimmer des fieberkranken Europäers vernimmt man das leise Summen der Mosquitos, die langsam sich von der Decke herabsenken, um nach der Tagesruhe mit erneutem Eifer den Kampf ums Blut des erwählten Opfers aufzunehmen. —

So endet der schwarze Sonntag des westindischen Plantagen-Aufsehers.

Rosencultur.

Von L. Eckstein.

Lage und Boden. Richtige Wahl des Standortes und entsprechende Erdart sind zwei Hauptfordernisse für das gute Gedeihen der Rosen. Es treffen freilich nur selten alle Umstände so zusammen, dass in Bezug auf Boden und Lage nichts zu wünschen übrig bleibt, und fast immer ist es der Fall, dass die Bodenbeschaffenheit verändert werden muss.

Der beste Standort für Rosen ist eine freie luftige Lage, welche den meisten Sorten zusagt. Eine Ausnahme machen die zarten Theerosen, die eine geschützte Lage erfordern, und die Schlingrosen, welche ebensogut an heissen als an schat-

tigen Mauern sich entwickeln. Reicher lockerer Boden entspricht den Rosen am besten; wo solcher nicht vorhanden ist, muss er so gut wie möglich hergerichtet werden. Hat man mit schwerem zähem Boden zu thun, welcher die Feuchtigkeit lange an sich hält und in dem zartere Sorten leiden würden, so thut man wohl daran, das Land 2—3 Fuss tief zu rigolen und Steine oder Schlacken in die Tiefe zu bringen, damit das Wasser schnellen Abfluss findet. Die Erde selbst wird mit Sand vermischt. Kann oder will man diese Veränderung nicht durchführen, so wähle man wenigstens zur Pflanzung nur auf die Hecken-